

Peter Eicher
„Ich sitze an
meinen Quellen
und lausche“

Vom menschlichen
Sterben

„Was heißt menschlich sterben?“ So lautete der Arbeitstitel des folgenden Beitrags. Eicher beginnt die Antwort mit der Schilderung des Unfalltodes eines zehnjährigen Mädchens und dem langsamen Sterben der Mutter dieses Kindes an einer Krebserkrankung. Er beschreibt dann, daß sich die Menschen in der Umgebung eines Todkranken im Umgang mit diesem oft sehr schwer tun, so daß sie auch seine/ihre Situation erschweren. Um diese letzte Phase gemeinsam erleben zu können, sollte nach Möglichkeit der Wunsch, daheim zu sterben, erfüllt werden; mindestens aber sollten Angehörige den Sterbenden auch in Krankenhäusern und Altersheimen bis zum Ende begleiten können und begleiten. red

„Die besten Lehrer dieser Welt sind sterbende Patienten.“
Elisabeth Kübler-Ross

1. Im Sterben leben

„Und was ist das eigentlich, ‚unser Leben‘, hm?“ Nichts hatte Maxie Wander intensiver zu erfahren gesucht. Jahrelang hatte sich die sensible und übermütige junge Frau die Finger wund geschrieben, um mit Hilfe einer riesigen „Zettelwirtschaft“ eine Fibel vorzubereiten, die eine Art Lehrbuch über alle sieben Tage des Lebens werden sollte.¹

Dazu ist es nie gekommen. Denn nicht das eigene Schreiben, sondern das Sterben sollte ihr der große Lehrer zum Leben werden.

1.1 Der tödliche Unfall

Am 7. Mai 1968 stürzte die über alles geliebte Tochter, die zehnjährige Kitty, in eine nicht abgedeckte Baugrube vor dem eigenen Haus. Herausgerufen, entdeckte die eben noch im Haus beschäftigte Mutter ihre Kitty „unten im Graben und bis zum Hals verschüttet. Sie ist bewußtlos, der Kopf zur Seite gefallen, das Gesicht blau, Blut sickert aus Nase und Mund, die Augen weit geöffnet und starr.“² Am nächsten Tag erlag Kitty ihren inneren Verletzungen. Ohne Rücksicht auf die wirklichen Zusammenhänge verwandelte die Mutter den von den Bauarbeitern schlecht geschützten Graben in das Grab, das sie nach ihrer inneren Empfindung der Tochter selbst geschaufelt habe: „Ich bin schuld am Tod meiner Tochter.“³ Weil nichts Konkretes für diese Schulderklärung zu finden war, kam in ihr das mit Herzbeschwerden, Nervosität und Müdigkeit verbundene Gefühl hoch, sie

¹ M. Wander, Ein Leben ist nicht genug. Tagebuchaufzeichnungen und Briefe, Hg. F. Wander, Frankfurt a. M. 1990, 8 und 11.

² A. a. O., 201.

³ M. Wander, Leben wär' eine prima Alternative. Tagebuchaufzeichnungen und Briefe, Hg. F. Wander, Darmstadt - Neuwied 1980, 124, die folg. Zitate: a. a. O., 83, 209, 112, 82, 13, 197, 64, 70, 30, 41-43, 173 f.

hätte allein durch ihr Dasein schon den Tod ihrer Tochter auf dem Gewissen. In ihrem Lachen und in ihrem Liebesverlangen empfand sie sich nun öfters als „Ungeheuer“. Und dem entsprach der verzweifelte Versuch, Kitty nun erst recht zum Leben zu erwecken. Nicht nur dadurch, daß sie in vielen Träumen ihre verlorene Kostbarkeit auf den Armen trug und in die Seligkeit wiegen wollte, sondern auch dadurch, daß ihr rückblickend erschien, als hätte sie bisher nur für Kitty, „meine Zukunft, mein besseres Wesen, meine ganze Hoffnung“, gearbeitet und gelebt. Erst ganz allmählich kam ihr zu Bewußtsein, daß das Gelebtwerden durch andere ein Leben nicht zu ersetzen vermag und daß sie selbst zu wählen hatte zwischen dem Zuhause in der Welt der Toten und dem Weg in eine neue, lebenszugewandte Zukunft: „Ich muß wählen . . .“

Maxie Wander begann, ihren *Mangel*, die ihr *fehlende* Heimat und die ihr *entzogene* Gemeinsamkeit mit Kitty als Anteile ihrer selbst anzunehmen. In dieser Bereitschaft spürte sie, wie ihr Leben in ein breiteres Flußbett geriet und wie das Wasser dieses Flusses „die Sehnsucht nach dem verlorenen Bergquell mit sich führte“. Sie empfand neue Lust, sich mit den Stromschnellen zu messen, jünger zu werden oder zu „sterben im Rausch“.

1.2 Der eigene Krebs

Acht Jahre später wird bei Maxie Wander ein Brustkrebs entdeckt, später werden Metastasen an der Gebärmutter und an der Leber operativ entfernt. Jetzt entdeckt sie zu ihrer großen Verwunderung eine Quelle in sich, eine stumme und einzigartig fremde. Zur Lebensquelle wurde für sie „so seltsam es klingen mag – der Gedanke an den Tod“.

Zuerst ging es um den Körper. Er fällt in die Hände der Ärzte. Sie gehen apparativ mit ihm um, beurteilen den noch winzigen Knoten an der Brust als „auffällig“, schieben den Fall weiter, verzögern die Operation und fragen später, warum der Fall erst jetzt käme. Sie interessieren sich nur für den Tumor, nicht für die Erkrankte. Ohne weitere Erklärung verschreiben sie dem Körper ein ganzes Sortiment von Tabletten und Bestrahlungen und verheimlichen ihr den Befund. Aber die Ärzte lügen schief und verschaffen ihr gerade so Gewißheit: „Also sterben . . .“ Doch der Tumor kann nur mit der Brust weggeschnitten werden und die ist doch ihr eigener Körper – gewesen: „Was machst du für Geschichten, du!“ Als verwundetes Tier weiß sie nach der Operation nur noch, daß sie ihre Brust richtig lieb gehabt hat: „Der Körper ist sowieso ein armer Hund.“ Wie ein Mörder, so empfindet sie, wohnt nun der Krebs in ihr.

Aus dieser Verletzung bricht aber etwas unerwartet anderes hervor. Wie lange hatte sie sich doch danach gesehnt, in ihrer Ehe nicht mehr allein zu sein und – endlich einmal – ganz zusammenzuleben. Nach der langen Ehe-Ermüdung und der tieferen Entfremdung vom Lebenspartner nach Kittys Tod findet jetzt nicht nur ihr verletzter Körper, sondern sie selber ganz zum Freund ihres Lebens, zu ihrem Ehemann. Es ist, wie wenn die Glasscheiben zwischen beiden endlich zerbrochen wären. Nichts, so singt sie jetzt, könne sie beide mehr trennen als der Tod, und der habe zu warten, bis alles getan sei, was sie wollten, bis alles nachgeholt wäre, was zwischen ihnen ungelebt war. Und dann umarmt sie ihn: „Ich freue mich, daß wir uns wieder anschauen können, nach so langer, unbegreiflich schwerer Zeit. Einander anschauen! Wissen wir doch, daß es nicht mehr allzulange dauern wird, wir haben nicht mehr das ganze Leben vor uns, du!“

Jetzt, trotz der hundsgemeinen Krankheit, findet sie zur „Wiederauferstehung“. Trotz dem immer neuen Eintauchen in die große Angst und in die Verzweiflung der Nächte im Krankenhaus wird jetzt ein Brot des Lebens gebacken, das am Tag wie ein Wunder duftet: „Ich bin *zwei Menschen*: nachts verzweifelt, tags, wenn die Sonne scheint, glücklich, glücklich!“ Gerade weil Maxie Wander nicht im üblichen Sinne religiös sozialisiert war, konnte sie im Sterben die Symbole von Tod und Auferstehung in sich wirken lassen. Sie empfand sich nun als tot und auferstehend zugleich, als ein Mensch, der am Ende ist und das Wunder verspürt. Es mag sein, daß die psychoanalytische Erkenntnis zutrifft, daß sie in der zunehmenden Gewißheit, sterben zu müssen, ihren Grundkonflikt zwischen dem Lebenshunger und dem dafür zu bestrafenden Körper erst jetzt ganz annehmen konnte und deshalb erst im Sterben ganz zu sich selber fand. Aber was zählt diese Analyse gegenüber der in ihrer Ohnmacht nun aufkommenden Gewißheit ihrer ganzen Existenz: „Wir wissen nicht, was wir haben. Erst wenn die Wände zittern und der Boden unter unseren Füßen wankt, wenn diese Welt einzustürzen droht, ahnen wir, was Leben bedeutet . . . Das wirkliche Leben, sagt mir eine Stimme, das ist jetzt und jetzt, nimm es in Empfang . . . Ich bin glücklich. Ich bin am Ende.“

Zwei Monate vor ihrem Tod öffnete sich ihr ein Tor zu dem lange gesuchten Leben. Nicht draußen, wo sie es so intensiv gesucht hatte, sondern in ihr selbst. Damals schrieb sie einer Freundin: „Jetzt erst merk ich, wie angestrengt ich gelebt habe, im Krankenhaus und danach,

immer mit anderen zusammen, auf die man sich einstellen muß, soviel Unruhe und soviel Probleme! . . . Jetzt höre ich Musik und bin sehr glücklich . . . Todesangst in Lebenskunst verwandeln . . . Du mußt es selbst erleben, irgendwann, auf irgendeine Weise . . . Wie willst du ein Mensch werden ohne Schmerzen? . . . Worte drücken nicht annähernd aus, was ich empfinde, was mir geschieht. Aber ich fange ja gerade erst an zu leben . . . Diese Tage allein sind ja deshalb so glücklich, weil ich ausnahmsweise kein gesellschaftliches Wesen bin, sondern nur ich. Ich sitze an meinen Quellen und lausche.“

2. Die letzte Begleitung

Ein Mensch, der stirbt, überläßt den anderen nicht nur seinen Körper. Jetzt, wo er im Abschiednehmen ganz zu sich selber kommt, möchte er einem geliebten anderen nicht nur seinen Tod, sondern auch sein Leben geben. Doch die anderen, die mitten im Betrieb mit ihren Arbeiten und mit sich selbst genug zu tun haben, fürchten sich instinktiv vor dieser definitiven Begegnung mit dem sterbenden Mitmenschen.

2.1 Die Flucht der Überlebenden

Für die Ärzte, die ganz auf ihre Kunst von Diagnose, Medikamentation und Operation konzentriert sind, mag es selbstverständlich sein, daß sie ihre Visitationszeit, wie die Statistik besagt, bei medizinisch „aufgegebenen“ Kranken um die Hälfte verkürzen.⁴ Wenn sie Angehörigen nach einer vergeblichen Notfalloperation gar den plötzlichen Tod ihres Patienten mitzuteilen haben, müssen sie sich auch das Scheitern der eigenen Kunst eingestehen. Das macht Angst. So sind die Ärzte sowohl für die Patienten, die sich über ihr Zu-Ende-Gehen klar sind, wie für die Angehörigen von tödlich Verunfallten zumeist die ungeeignetsten Begleiter. Aber die Not der Chirurgen zeigt nur im Extrem, in welche Situation der Angst und der Abwehr alle kommen, die Sterbende oder Angehörige von plötzlich Gestorbenen zu begleiten haben. Denn als Überlebende werden wir angesichts der Sterbenden und der Toten mit der Erfahrung der radikalen Begrenzung des eigenen Daseins offen konfrontiert. Und als Gesunde sind wir erst einmal überfordert, uns dem abgründigen Weg auszusetzen, den die meisten im Abschied vom eigenen Leben zu gehen haben. Doch gerade mit dieser unserer eigenen Angst, mit unserer Abwehr des Sterbens und mit unserer Verleugnung des Todes stürzen wir als Überlebende die Sterbenden in eine Bedrängnis, die oft größer ist als ihr eigener Weg in den Tod. Um selber menschlich leben und das heißt auch

⁴ Dazu und zum folgenden, vgl. die hilfreichen Erwägungen von W. Schweidtmann, *Sterbebegleitung. Menschliche Nähe am Krankenbett*, Stuttgart 1992.

menschlich sterben zu lernen, ist es unverzichtbar, daß wir erst einmal die Erfahrung zulassen, die wir mit dem Sterben und dem Tod der anderen machen.⁵ Wenn wir *mit* den Sterbenden leben, lernen wir zu trauern. Im Trauern aber wird die Flucht vor der eigenen Begrenzung und Lebensnot verwandelt in den langen Prozeß, in dem wir das innere Chaos, die Revolte gegen das Sterben, die vergeblichen Verhandlungsversuche mit Gott und der Welt, die Fülle der Erinnerungen und die tiefe Ergebung ins Dasein wirklich zu erleben vermögen.⁶

Es sind immer wieder die sich ängstigenden Angehörigen, die darauf drängen, daß den schwer Erkrankten der tödliche Ernst ihres Zustandes verheimlicht wird. Und doch schätzen die meisten, je näher sie dem Sterben sind, wie Maxie Wander ihren wirklichen Zustand durchaus realistisch ein. Nur ganz selten will jemand in der Illusion auf eine vielleicht doch noch mögliche Besserung sterben, und auch dann zumeist nur aus Rücksicht oder aus Angst gegenüber den Kindern und Partnern, für die sie nicht mehr sorgen können. Doch eben diese Illusion aufrechtzuerhalten, kostet die Sterbenden eine Kraft, die sie immer weniger aufzubringen vermögen. Es ist ihnen deshalb eine Wohltat, wenn die Angehörigen, die Schwestern, die Ärzte, Pfleger und KrankenhauseelsorgerInnen ihre eigene Bedrängnis auch selber annehmen können und sich realistisch um die Folgen des unvermeidlichen Verlustes kümmern. Doch die Gesunden suchen sich durch Ausflüchte zumeist selber zu beruhigen und den Kranken in einer ersten Phase unbewußt die Schuld an ihrem Sterben zuzuschieben⁷:

⁵ Die philosophische Theorie, wonach, wie bei Martin Heidegger, der Tod nur je meine eigene Erfahrung sein könne, gibt nicht viel mehr wieder als eben diese Abwehr und Verdrängung des Sterbens und des Todes anderer in einer den Tod allgemein verdrängenden Kultur.

⁶ Das Buch von *Verena Kast*, *Trauern. Phasen und Chancen des psychischen Prozesses* (1984), schafft nicht nur einen hilfreichen Zugang zu den Phasen des Trauerns nach dem Tod eines Angehörigen, sondern eben damit auch das unverzichtbare Verständnis für die Trauerphasen im Sterbeprozess selbst.

⁷ Vgl. *S. Sontag*, *Krankheit als Metapher*, Frankfurt a. M. 1992; *E. Kübler-Ross* (Hg.), *Reif werden zum Tode*, Gütersloh 1989, 69–83. Die Erfahrungsberichte von Elisabeth Kübler-Ross können Angehörigen und Pflegenden nicht nur eine ganz neue Perspektive des Lebens im Sterben eröffnen, sondern auch eine wertvolle Hilfe für viele Details im Umgang mit schwer Kranken sein. Das gilt auch, wenn gegenüber neueren Veröffentlichungen von E. Kübler-Ross der Vorbehalt von spekulativen Grenzüberschreitungen kaum vermieden werden kann. Vgl. die von ihr in der Gütersloher Taschenbuchreihe herausgegebenen *Lebens- und Sterbehilfen: Interviews mit Sterbenden*, 1992; *Was können wir noch tun?* 1990; *Verstehen, was Sterbende sagen wollen*, 1990; *Leben, bis wir Abschied nehmen*, 1991; *Reif werden zum Tode*, 1989. In ihren Vorträgen, *Über den Tod und das Leben danach*, Neuwied 1994, wird trotz der wohlthuenden Annahme des Sterbens als wichtigste Lebenszeit auch deutlich, daß die vielen qualvollen und sehr schmerzlichen Todeserfahrungen in ihren Schriften zunehmend verdrängt werden. Das Vertrauen in ein „Le-

Vielleicht macht der Sterbende etwas falsch?

Vielleicht hat er nicht richtig gelebt?

Vielleicht ist das gar die Strafe für sein ständiges Arbeiten oder für seine unverzeihliche Sorglosigkeit oder für sein Rauchen oder für seine notorischen Verdrängungsleistungen?

Wer weiß?

Die unbewußte Abwehr der Angehörigen und des Pflegepersonals vor der inneren Annahme der eigenen Begrenzung angesichts des unvermeidlichen Todes treibt den sterbenden Mitmenschen in die Isolation. Und so absurd es klingt, so oft ist eben dies der Fall: daß die auf ihren Tod zugehenden Kranken an dieser Angst der *Angehörigen* zu leiden haben. So müssen die Sterbenden in ihrer zunehmenden Schwäche auch noch zum Tröster ihrer Mitmenschen werden.

2.2 Zu Hause sterben

Die sichtbarste und für die Sterbenden qualvollste Verdrängung liegt heute schlicht darin, daß den meisten Todkranken ihr oft inniger Wunsch verweigert wird, in der vertrauten Umgebung zu Hause zu sterben.⁸ Der Raum, in dem geliebt und gelebt wurde, kann wie die vertraute Wiege nach der Geburt die Angst vor dieser letzten und schwersten Geburt beruhigen, die in der Hergabe des eigenen Lebens liegt. Doch die Berührung Angst gegenüber dem Sterbenden, die ihn buchstäblich schon vor dem Tod außer Hauses treibt, bringt nicht nur die Kinder und die erwachsenen Partner um die wichtigste Erfahrung ihres Lebens⁹, sie setzt die zu Tode Erkrankten auch einem bürokratischen und technischen Betrieb mit ihrem Körper im modernen Krankenhaus aus. Solange noch eine Heilungschance besteht, mag die ständige Zerstückelung der Person in Blutkreislauf, und Lunge, und Leberwerte, und Stuhlgang usw. notwendig bleiben. Aber was haben Sterbende im Krankenhaus verloren? Zum Sterben gehört der angemessene Lebensraum, das Haus, das Zimmer, das Bett, das dem Leidenden vertraut ist. Der anonyme Betrieb mehrt in den letzten Tagen und Stunden das Leiden und es läßt die sterbende Person kaum zur Reife des eigenen Abschied-

ben danach“ ist des Sterbenden eigenste Hoffnung und darf niemandem aufgedrängt werden, auch nicht die Zuversicht, der Tod wäre nur eine Verwandlung des engen irdischen Lebens ins größere ewige Dasein.

⁸ Vgl. J. Baumgartner, Christliches Brauchtum im Umkreis von Sterben und Tod, in: H. Becker – B. Einig – P.-O. Ultrich, Im Angesicht des Todes. Ein interdisziplinäres Kompendium I, St. Ottilien, 1987, 91–134, 123; nach Baumgartner sterben heute 80 % in den Krankenhäusern, obwohl 75 % aller unheilbar Kranken den Wunsch haben, zu Hause zu sterben.

⁹ Grundlegend für die Geschichte dieser Verdrängung der Sterbenden aus dem eigenen Haus: Ph. Ariès, Geschichte des Todes, München 1980; in diesem weltbekanntesten Buch darf die leitende Perspektive einer konservativen Nostalgie freilich nicht übersehen werden.

2.3 Trauern

nehmens gelangen. Hier, wenn irgendwo, könnten Christenmenschen zeigen, was es heißt, daß der Tod vom Leben besiegt wird: vom menschlichen *Leben* im Sterben! Der Sterbende trauert um sein Leben. Deshalb besteht die erste Hilfe der Angehörigen darin, mit ihm selber in die Phasen des Trauerns einzutreten. Das setzt vor allem voraus, daß nicht nur die Sterbenden, sondern auch ihre überlebenden Nächsten – wie die Rufenden in den Psalmen – das Chaos annehmen können, in das sie die eigene Todesangst und die Angst vor dem Verlust des geliebten oder gefürchteten Mitmenschen treibt. Wenn die Pflegenden mit dem Sterbenden das Aufbrechen der chaotischen Gefühle und des inneren Schreiens erleben, dann können sie *zusammen* durch die Angst hindurchgehen und die Schwelle überschreiten, die zum menschlichen Erleben im Sterben führen kann:

*In Rauch gehen auf meine Tage,
Meine Glieder verglimmen in Glut.
Verdorrt ist mein Herz,
Vor lauter Stöhnen und innerem Schrei
Vergeß ich's, mein Brot zu essen.
Die Haut hängt mir an den Knochen,
Ich durchwache die Nacht und klage vereinsamt
Wie ein Vogel allein auf dem Dach.
Meine Tage: schwindende Schatten;
Und ich: ein Kraut, das verdorrt.
Und dennoch thronst Du in der Weltzeit,
Mit deinem Gedenken für Geschlecht und Geschlecht.¹⁰*

Wie die Erfahrung zeigt, gehen alle Sterbenden einen sehr weiten und verschlungenen Weg. Auf die Phasen der abgründigen Qual und der tiefsten Depression – „Warum gerade ich?“ – können Ausbrüche der Wut, der großen Erleichterung und dann wieder des vergeblichen Verhandeln folgen: „Wenn ich gesund werde, dann werde ich ein guter Mensch.“ Alles aber kommt darauf an, daß durch all diese individuell sehr verschiedenen Phasen hindurch der sterbende Mensch zu dem großen Augenblick finden kann, der nach aller Erfahrung bei jedem Menschen in dem tiefsten Frieden und Ruhegefühl der letzten Abschiedsphase liegt. Wäre das Wort nicht so verbraucht, so könnte man diese letzten Stunden und Tage als den Anfang der ewigen Ruhe bezeichnen. Etwas trivialer heißt dies für die Angehörigen, daß sie lernen müssen, den Sterbenden wirklich in Ruhe zu lassen, zu schweigen und sich bewußt zu werden, daß sie nur Be-

¹⁰ Ps 102, 4–13 (Kürzung P. E.).

gleiter eines Menschen sind, der jetzt sein ganz eigenes, unverwechselbares und einmaliges Sterben lebt.

Jetzt ist nicht mehr Reden gefragt, sondern die leise Berührung. Denn jetzt kehrt der Mensch in seine anfängliche Erfahrung ein, in welcher ihn nach der Geburt *Hände* berührten, *Augen* ansahen, ein *Lächeln* erwartete und ein *Kuß*. Im Waschen und in dem manchmal noch möglichen Ernähren kann jetzt eine Sprache zum Vorschein kommen, die ganz anfänglich ist. Es ist die eigentlich religiöse, die grundmenschliche Sprache: das Verstehen von Angesicht zu Angesicht, das von Händen Gehalten-Sein, das Leuchten der bloßen Gegenwart eines anderen. Je bereiter wir werden, dem Sterbenden die eigenen Hände zu geben und seine Gefühle zu begleiten, um so tiefer verstehen wir ihn und um so leichter findet er zur Fülle seiner letzten Ruhe.

3. Jenseits der Angst: der eigene Tod

Mit gespenstischem Kunstgriff führt Leo Tolstoj den Leser seiner Erzählung vom Tod des Iwan Ilijtsch Schritt für Schritt zur Erfahrung dessen, was jeder Mensch nur selber und nur ein einziges Mal erlebt: zum eigenen Sterben. Am Anfang stehen wir außerhalb und werden mit den kondolierenden Mitgliedern des Gerichtshofes vor den aufgebahrten Leichnam des hochrangigen Kollegen gebracht: „Außer den verschiedenen Gedanken an alle Versetzungen und möglichen Wechsel, die durch den Tod erfolgen können, rief die Tatsache des Todes eines nahen Bekannten in allen, die davon hörten, wie immer ein gewisses Gefühl der Freude hervor. ‚Er ist tot, und ich lebe noch‘, dachte oder fühlte ein jeder.“¹¹ Am Ende der Erzählung aber vernehmen wir ganz von innen, was nur der Sterbende selber erlebt:

„Es ist zu Ende“, sagte jemand über ihm.

Er hörte diese Worte und wiederholte sie in seiner Seele.

„Der Tod ist zu Ende“, sagte er sich, ‚er ist nicht mehr.‘

Er schöpfte tief Luft, blieb mitten im Atemzug stecken, streckte sich aus und starb.“

Für einen halben Atemzug hatte Iwan Ilijtsch die Befreiung von seinem ungelebten Leben erfahren. Jetzt verspürte er, daß seine Existenz ein lebenslanger Tod gewesen war und das Sterben der Aufgang eines Lebens ohne jede Angst vor dem Tod. Der Dichter wußte, was auch den Kern des Evangeliums und der buddhistischen Erfahrung ausmacht, daß wir von niemandem wirklich leben lernen außer von unserem zuverlässigsten Freund, dem Tod. Schritt für Schritt führt er uns deshalb vom

¹¹ L. N. Tolstoj, Der Tod des Iwan Ilijtsch: Sämtliche Erzählungen in fünf Bänden, Bd. 4, Hg. G. Drohla, Frankfurt a. M. 1990, 44: die folg. Zitate: a. a. O., 113, 86, 102.

aufgebahrtten Leichnam weg zur Erfahrung mit dem eigenen Sterben. Nichts war Iwan Ilijsch früher vernünftiger erschienen als die Logik: „Cajus ist ein Mensch. Alle Menschen sind sterblich, also ist auch Cajus sterblich.“ So richtig das war, so sehr stand doch auch fest, daß er nicht Cajus war und Cajus nicht er selbst. „Er war Wanja und hatte seine Mama, den Papa, die Brüder Mitja, Wolodja, seine Spielsachen, den Kutscher, die Amme, später auch Katinka . . . Hatte vielleicht Cajus den Geruch eines Lederballs auch so gerne wie Wanja? Küßte Cajus die Hand seiner Mutter so wie er? . . . War Cajus so verliebt gewesen wie er? Konnte Cajus eine Sitzung so führen wie er? Cajus ist sterblich, und es ist ganz in Ordnung, daß Cajus stirbt; aber ich, Wanja, Iwan Ilijsch, mit all meinen Gedanken und Gefühlen – das ist eine ganz andere Sache, es kann nicht sein, daß ich sterben muß. Das wäre zu schrecklich.“

Wie schrecklich das war, erfahren wir zuerst eher beiläufig, wie der Kranke im Nebenzimmer das Gespräch des Arztes mit seiner Frau mithört und im Zorn über die unverständliche Hilflosigkeit und Verlogenheit aller Ärzte auch spürt, daß seine Frau großes Mitleid – mit sich selbst – zu haben begann. Er existierte also gar nicht für sie. Aber er? Existierte er denn für sich selbst? Hatte er sich jemals wahrgenommen? Er weinte über die Grausamkeit der Menschen und er weinte über die Grausamkeit Gottes, „er weinte darüber, daß es keinen Gott gebe“. Niemand hörte ihm zu. Bis er mit dem eigenen Tod zu sprechen lernte. Ihm konnte er seine Kindheit erzählen, so als würde ihn der Tod von neuem als Kind gebären. „Nicht schuldig!“ konnte er nun in seinem Zorn ausschreien und dabei wie Hiob erfahren, daß Sterben nicht des Menschen Schuld, sondern der Weg in eine ungeahnte Lebensvollendung ist. Jetzt endlich konnte er schreien und nach dreitägigem Schreien buchstäblich zu sich selber finden. Jetzt konnte er in sich selbst seiner Frau vergeben. Jetzt vernahm er die erlösende Stimme: „Der Tod ist zu Ende.“ Jetzt konnte er atmen – für einen halben Atemzug.

Im Sterben fallen die ansonsten lebensnotwendigen Verdrängungen dahin, so daß die eigenen Gefühle zur einzigen Wirklichkeit werden, die das Selbst bestimmen. Nun braucht sich die Existenz nicht mehr zu fürchten vor all den Möglichkeiten, die sie nicht mehr verwirklichen kann. Denn im Sterben genügt die Erfahrung, daß wir in den uns gesetzten Grenzen zwischen unserer Geburt und unserem Tod selber dagewesen sind. Es ist für alle, die selber vor dem Tod standen, eine einzigartige Erfahrung,

Gefühle – die einzige
bestimmende
Wirklichkeit

daß der Strom des Lebens in den letzten Atemzügen uns auch Abschied nehmen läßt von allen engen Bindungen an eine Konfession oder Religion. Martin Luther hat in seinem kräftigen Sermon von der Bereitung zum guten Sterben deshalb auch den Christen nur dies eine empfohlen: Alle Bilder vom Tod, von der Sünde und von der Hölle fahren zu lassen und den Tag unseres Todes wie den Tag unserer Geburt zu erleben: „Hie hebt an die enge Pforte, der schmale Steig zum Leben, des muß sich ein jeglicher fröhlich erwägen, gleichwie ein Kind aus der kleinen Wohnung seiner Mutter Leib mit Gefahr und Ängsten geboren wird in diesen weiten Himmel und Erden, das ist die Welt. Also geht der Mensch durch die enge Pforte des Todes aus diesem Leben; und wiewohl der Himmel und die Welt, darin wir jetzt leben, groß und weit angesehen wird, so ist es doch alles gegen den zukünftigen Himmel viel enger und kleiner, denn der Mutter Leib gegen diesen Himmel ist. Darum heißt der lieben Heiligen Sterben ein neu Geburt.“¹²

Sorge um einen
freundlichen Begleiter

Die alte Weisheit der Kirche kannte eine Sterbehilfe, welche auf ihre harte Weise auch die japanischen Lieder vom Narayama¹³ besingen: daß es gut ist, von anderen zum Berg des Todes getragen zu werden. Das Todesgedenken der alten Christen empfahl deshalb, sich im Leben vor allem um das eine zu sorgen: um den Menschen, der uns so sehr Freund oder Freundin zu sein vermag, daß er uns zum Sterben begleitet.¹⁴ Das aber heißt für uns, daß wir die Angst vor den Sterbenden fahren lassen, um ihnen der Freund oder die Freundin zu bleiben, denen sie im Abschied ihr Leben geben können. Aus ihrem Leben lernen wir, menschlich zu sterben.

Der Galiläer von Nazareth ist nicht nur ein Vorbild im Sterben gewesen. Er ist bis zum Tod der Freund des Lebens geworden, der den Seinen die Angst vor dem Leben, auch vor dem Leben im Sterben nimmt. Denn er hat die Schuldangst, die uns zu Tode ängstet, in sich selber überwunden und uns sein Leben im Sterben verschenkt. Im Geist seines Lebens erfahren wir, daß der Tod zu Ende ist. An diesem Ende können wir noch einmal aufatmen. Anders als nach der ersten Geburt ist es ein Atem, der aus der Stille des siebenten Schöpfungstages empfangen wird. Denn aus der Fülle der Ruhe geht alles, was von Gott stammt, hervor.

¹² M. Luther, Ein Sermon von der Bereitung zum Sterben: Ausgewählte Werke, Hg. H. H. Borchardt – G. Merz, Bd. 1, 356–396, 356.

¹³ Vgl. Shichiro Fukazawa, Schwierigkeiten beim Verständnis der Narayama-Lieder, Reinbek bei Hamburg 1987.

¹⁴ Vgl. J. Baumgartner, Christliches Brauchtum, a. a. O., 93, 101 f.